Zeitschrift: Schweizer Spiegel

Herausgeber: Guggenbühl und Huber

Band: 43 (1967-1968)

Heft: 5

Artikel: Was sagen diese Autoren aus? : Bemerkungen und Fragen zur "nouvelle vague"

Autor: Roth, Daniel

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1079791

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Was sagen diese Autoren aus?

Bemerkungen und Fragen zur «nouvelle vague»

Von Daniel Roth

Die Beispiele von Dr. Gerda Ringger scheinen mir besonders gut ausgewählt, um das aufzuzeigen, was neu ist in unserer heutigen Literatur.

Ist das Spiegelbild wahr?

Das Spiegelbild unserer Zeit, das uns diese Autoren entgegenhalten, ist — meines Erachtens allerdings mit der gewichtigen Ausnahme desjenigen, das uns Otto F. Walter hinhält — unerquicklich. Deshalb haben wir wohl auch soviel Mühe, uns hinter diese Lektüre zu machen. Aber die eigentliche Frage ist wohl zunächst, ob das Bild wahr ist. Gibt es nicht manche Anzeichen, daß die Menschen in der westlichen Welt und gerade auch hier in der Schweiz heute doch ganz glücklich und zufrieden sind?

Die «American Political Science Review» hat eine Zusammenstellung veröffentlicht, auf die ich bereits einmal hingewiesen habe. Auf die Frage, ob man früher glücklicher lebte, antworteten in den USA 1964 nur noch 34 Prozent mit Ja (1939: 61). 59 Prozent fanden, früher habe man weniger glücklich gelebt (1939: 23).

Eine solche Statistik gibt es für die Schweiz nicht. Hingegen deutet eine andere Zahl, die von der schweizerischen Gesellschaft für praktische Sozialforschung mitgeteilt wird, darauf hin, daß die meisten von uns wohl auch nicht das Gefühl haben, in einer Welt ohne Gemeinschaft zu leben. 64 Prozent der befragten Schweizer erklärten kürzlich, sie seien mit der Ehrlichkeit ihrer Mitmenschen zufrieden. Von den Norwegern haben gar 77 Prozent ein solches Vertrauen in die Mitmenschen, von den Deutschen in der Bundesrepublik allerdings nur 35 und auch von den Bürgern der USA überraschenderweise nur 37 Prozent.

Nun, diese Zahlen können natürlich sowohl einer Selbsttäuschung als einer oberflächlichen Betrachtungsweise der Befragten entspringen, der Mentalität von Steiners Verwalter, in dessen Anstalt alles musterhaft läuft, und von Schose selber, der sich schließlich ins Räderwerk der Massengesellschaft kritiklos einordnet. Aber, so habe ich mich gefragt, wie steht es denn in meiner eigenen Umgebung, bei den Schweizerinnen und Schweizern, die ich näher kenne? Mein Bekanntenkreis setzt sich sicher nicht aus lauter Ausnahme-Erscheinungen oder gar Supermenschen zusammen. Und doch: Wo ich hinschaue, wimmelt es nur so von sicher manchmal etwas verworrenen, aber durchaus echten, starken menschlichen Beziehungen. Ich kenne beträchtlich mehr Menschen mit echter innerer Autorität als aufgeblasene Wüthrichs, und soweit es möglich ist, das festzustellen, habe ich doch nicht allzu häufig den Eindruck jener Beziehungslosigkeit bekommen, die Bichsel und Steiner darstellen.

Gewiß, es gibt in unserer Welt auch für den, der sie optimistischer sieht, zu wenig Liebe, zu wenig Gemeinschaft, zu wenig Freude und echtes Glück. Aber es kann davon ja — so wie der Mensch ist — nie genug geben. Und das war schon immer so — sonst hätten die Menschen nicht seit Anbeginn dieses unbändige Verlangen nach mehr Liebe, weder nach jener, die sie von den Mitmenschen ersehnen oder ihnen geben möchten, noch nach der Liebe Gottes und zu Gott. Gerda Ringger erklärt: «Wir leben in einer furchtbaren Zeit, in der wir Menschen in unserer Existenz von allen Seiten bedroht sind.» Aber, so meine ich, wann war denn das anders?

Das Aufdecken der verbreiteten Beziehungslosigkeit der Menschen unter sich und zu Gott sowie der Bedrohung des Menschen in der Zeit ist denn auch keineswegs neu. Jeder religiöse Erwecker beginnt damit, und die Literatur ist voll davon. Die Art, in der es getan wird, wandelt sich.

Mit Recht weist Gerda Ringger darauf hin, daß man auch Gotthelf vorgeworfen hat, er ziehe seine Zeitgenossen in den Schmutz. Aber Gotthelf und bis nach dem Zweiten Weltkrieg mit Ausnahme Frischs so ziemlich alle grösseren Schweizer Autoren haben daneben auch das andere dargestellt: Figuren, die aus einer inneren Kraft heraus wissen, was sie im Leben wollen, Menschen, die eine echte Gemeinschaft mittragen, und solche, die in ihr aufgehoben sind.

Aus der gegenteiligen Tendenz der fast ausschließlich negativen Darstellung menschlicher Verhältnisse und damit der bestehenden Ordnung sind auch schon früher große Werke der Weltliteratur entstanden. In diesem Sinn wurde zum Beispiel seinerzeit auch Flauberts «Madame Bovary» aufgefaßt, welche heute ja wieder den Vorwurf für die vom Schweizer Heinrich Sutermeister gestaltete, in Zürich aufgeführte Oper hergegeben hat. Vor allem nach den Erschütterungen des Ersten Weltkrieges ist es dann aber große Mode geworden, die westliche Gesellschaft als durch und durch faul und dekadent darzustellen. In verschiedensten Formen ist diese Betrachtungsweise damals in die Schweiz eingedrungen, und es war eines der Anliegen der Gründer des Schweizer Spiegel, ihr eine positivere Schau unserer Verhältnisse entgegenzustellen. Es ist kein Zufall, daß die erste Novellensammlung von Fortunat Huber den ironisch gemeinten Titel trägt «Die Welt ist so schlecht, Fräulein Betty».

Sicher boten die damaligen gesellschaftlichen Zustände und bieten auch die heutigen viele Ansatzpunkte für berechtigte «Entlarvungen». Indessen hat es doch auch seine Wirkungen, wenn fast ausschließlich über das Faule und kaum über das Zukunftsträchtige geschrieben wird. Zum Beispiel hat die negative Gesellschaftskritik, die in der Weimarer Republik von politischen Publizisten, aber auch von namhaften Schriftstellern geübt wurde, mit dazu beigetragen, daß die guten Kräfte von der unmenschlichen Naziflut überwältigt wurden. Wenn man den Teufel an die Wand malt, so kommt er.

Der Antrieb der negativen Publizistik ist ein überspitzter Moralismus. Es werden an die menschliche Ge-

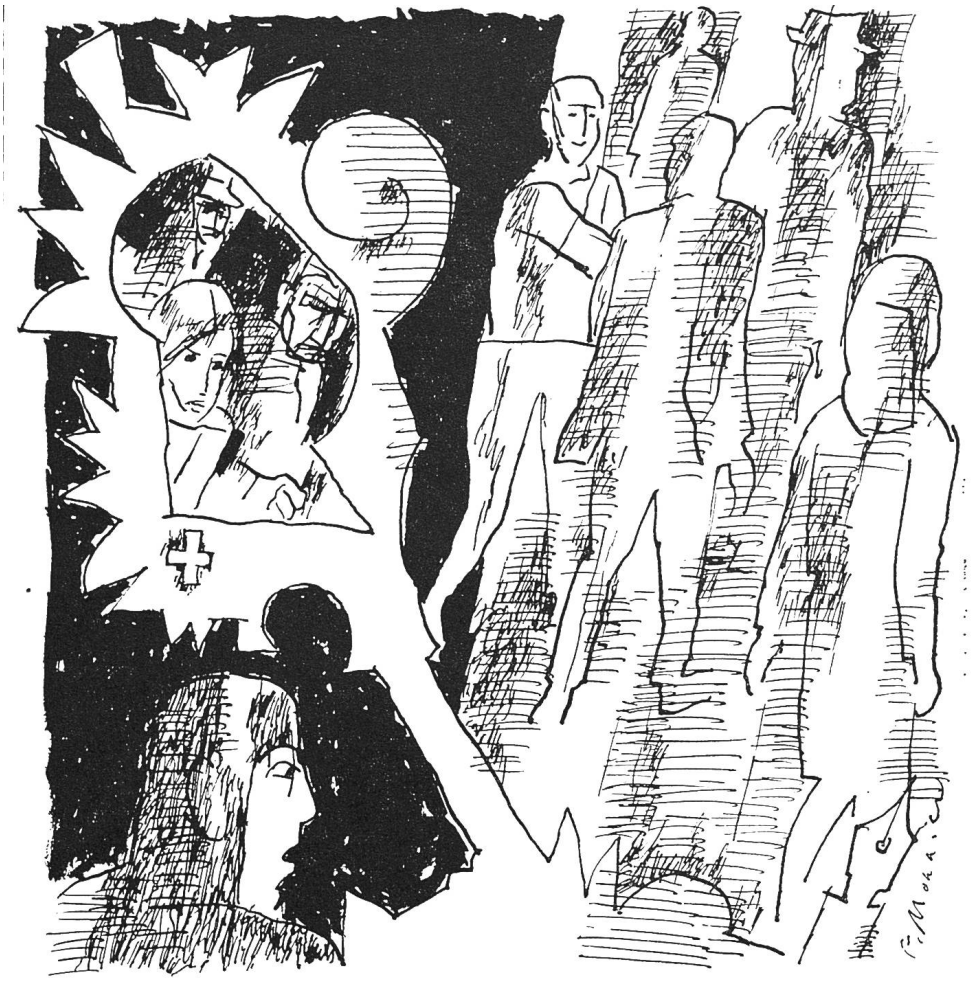


Illustration Fernand Monnier

sellschaft und an die Menschen Forderungen gestellt, welche nur Heilige erfüllen könnten. An solchen Maßstäben gemessen, sind alle Menschen fast nur schlecht. Glauben sie aber das einmal, so sind sie reif, falschen Propheten, religiösen und politischen, zu folgen.

Indessen unterscheidet sich die negative Tendenz, welche heute einen großen Teil der Literatur in der ganzen Welt durchzieht, doch wesentlich von der damaligen Welle. Sie ist im allgemeinen nicht so bitterbös. Wenn sie überhaupt angriffig ist, tritt sie oft ironisch, sarkastisch, manchmal auch zynisch auf. Auch sie ist oft sogar extrem moralistisch. Sie sagt gleichsam: Seht ihr nicht, wie verdammt schlecht wir sind? Aber sie trägt dabei oft — so zum Beispiel bei Dürrenmatt im Gegensatz zu Frisch — ein heiteres Gewand. Sie fügt damit — vielleicht ungewollt — hinzu: Aber die Welt ist, selbst wenn sie zugrunde ginge, in Ordnung. Oder aber sie redet zu uns — so Peter Bichsel — in einem freundlichen, ja liebevollen Ton, der jene üblen Wahrheiten gewissermaßen Lügen straft.

Unter den jungen Schweizer Autoren gibt es übrigens eine Anzahl, die auch positive Ansätze in unserer Gesellschaft darstellen. Dazu zähle ich auch Otto F. Walter, ferner zum Beispiel Dr. Herbert Meier, Hugo Loetscher, Adolf Muschg, Ursula Isler und Hans-Rudolf Lehmann. Steiner, Vogt und viele andere konzentrieren sich aber wohl eindeutig auf das Negative. Bei ihnen müssen wir sagen: Das Spiegelbild ist teilweise wahr, aber es zeigt nur die eine Seite. Und wenn Gerda Ringger sagt, ihr gefalle vor allem die Ehrlichkeit dieser jungen Schriftsteller, die sich nichts vormachen, so muß man auch feststellen, es wäre nicht unehrlich, auch die heiteren, schönen und erfreulichen Seiten unserer Welt darzustellen. — Damit entsteht die weitere Frage:

Warum so einseitig?

Es ist eine allgemeine Tendenz jener Teile der heutigen jungen Generation, die sich öffentlich stark bemerkbar machen, daß sie die Welt der Väter im allgemeinen wieder radikal ablehnen, soweit sie sich nicht, wie etwa die Hippies, einfach distanzieren, indem sie sich in eine Traumwelt zurückziehen. Das war schon immer eine Tendenz der Jugend. Aber daß sie heute so stark ist, mutet besonders merkwürdig an, in einer Zeit, die von den Vätern doch als ein immenser Fortschritt angesehen wird und auch den Jungen viele neue begeisternde Möglichkeiten bietet.

Es ist nun durchaus möglich, daß die negative Einstellung, welche uns in der Öffentlichkeit von Seiten der Jugend — man lese auch die Studenten-Zeitschriften — entgegentritt, nicht repräsentativ ist für die große Mehrheit. So drücken ja auch Frisch und Dürrenmatt nicht das mehrheitliche Empfinden unserer Generation aus.

Es scheint mir eher umgekehrt zu sein: Wie diese negativen Kundgebungen, so entspringt auch die Literatur, von der hier die Rede ist, dem Willen, gegenüber einem übertriebenen Optimismus der Mehrheit eine Korrektur anzubringen, zu zeigen: So ist es auch wieder nicht; überseht das Dunkle nicht, sonst überwältigt es euch noch!

Es ist gar nicht anders denkbar, als daß eine Zeit, die so viele Umwälzungen erlebt, innerlich besonders bedroht ist. Zwar gibt es auch heute, wie gesagt, viel echte Gemeinschaft. Aber daß die Wertordnungen sich verändern und damit die Jugend es besonders schwer hat, solche Gemeinschaft aufzufinden, ist ebenfalls nicht zu leugnen. Daß sowohl der Zug zum Sozialstaat als auch die moderne Technik den Einzelnen immer mehr zum Rädchen in einer durchorganisierten Welt werden lassen, zeigt sich dem Einsichtigen nicht minder deutlich.

Auch diese Erscheinungen kündigten sich bereits in den zwanziger Jahren an. Auch sie beschäftigten den Schweizer Spiegel schon in den ersten Nummern. Eines der ersten Bücher von Adolf Guggenbühl trägt den Titel: «Zerfall und Wiederaufbau der Gemeinschaft». Im Zweiten Weltkrieg war für uns Studenten diese Frage eines der Lieblingsthemen.

Eine Lösung der Probleme, die wir damals gesehen haben, wurde durch die Konjunktur der letzten zwanzig Jahre weitgehend überspielt. Das mag

Was sagen diese Autoren?

es vor allem sein, was die Einseitigkeit, die ohnehin ein Vorrecht der Jugend ist, in unserer jungen Literatur verschärft. Auch vom Glauben her stehen für diese jungen Autoren — mit Ausnahme Otto F. Walters — jene Inhalte nicht mehr fest, mit denen sie dem Einseitigen zumindest das Unerquickliche nehmen könnten.

Hinzu kommt, daß Schriftsteller stets einsam sind, sie empfinden also einen Gemeinschaftszerfall besonders stark. Das bewirkt, daß das, was sie schreiben, auch weniger verständlich wird. Und dies wiederum verstärkt noch einmal ihre Einsamkeit. Das macht es besonders wünschenswert, daß wir uns mehr mit unserer jungen Schweizer Literatur befassen. Unser Echo wird ihr eine Hilfe sein. Vielleicht sogar eine Hilfe dazu, daß sie vermehrt auch die Gemeinschaft sieht, die noch vorhanden und neu am Aufkeimen ist — weil sie dann in diese Gemeinschaft besser aufgenommen ist.

Der schweizerische Gesichtspunkt

Der Schweizer Spiegel wurde nicht zuletzt deshalb ins Leben gerufen, weil damals, in den zwanziger Jahren, in der Literatur die Schweizer Autoren, besonders die jungen, kaum mehr ernst genommen wurden. In ihren kühnsten Träumen hätten sich die Gründer unserer Zeitschrift den Aufstieg aber wohl kaum zu erhoffen gewagt, den seither die Schweizer Literatur genommen hat. Da waren zunächst unter anderen Kurt Guggenheim und Rudolf Graber, denen sie selber das Forum für ihre Publikationen boten. Da waren auch J. P. Zollinger, Albert J. Wälti, Meinrad Inglin, Erwin Heimann, Arnold Kübler, R. J. Humm, Cäsar von Arx, Maurice Zermatten und viele andere. Hinzu kommen heute — nebst den bereits früher Genannten — Kurt Marti, Werner Schmidli, Urs Oberlin, Jürg Federspiel, Raffael Ganz, Hans Reutimann, Robert Pinget, Jean-Pierre Monnier und wie sie alle heissen. Dürfen wir uns nicht ganz einfach darüber freuen, daß heute so viele junge Schweizer mit einem gewissen Erfolg zu Wort kommen, hier in der Schweiz, im gleichsprachigen Ausland und sogar in Uebersetzungen?

An die Kunst darf man nicht im gleichen Sinn wie an die Politik den Maßstab des Nationalen anlegen. Kunst hat es in erster Linie mit dem Menschen als solchen zu tun. Zu diesem gehört allerdings, zumindest seit der Neuzeit, auch sein Verhältnis zur Nation. Aber es gehört nicht zu jedem Menschen im selben Maß, und zudem muß eine Dichtung nicht schlecht sein, wenn sie vom Nationalen mehr oder weniger absieht. Ein Schweizer Schriftsteller wird in der Regel ohnehin Schweizerisches zum Ausdruck bringen, sogar wenn er — wie C. F. Ramuz — hinter die Schweiz als Nation eine großes Fragezeichen setzt.

Kritischer wird die Sache, wo die Ablehnung der Gesellschaft sich gegen das eigene Land richtet. So war es bei Jakob Schaffner. Bei der heutigen jungen Generation ist solches kaum festzustellen. Bedenklich scheint es mir allerdings, wenn ein begabter Autor wie Walter Matthias Diggelmann in seinem «Vermächtnis» die Tatsachen verdreht, um unsere Haltung im Zweiten Weltkrieg schärfer anprangern zu können. Er hat in diesem Buch den Eindruck erweckt, als ob unsere allzu zurückhaltende Flüchtlingspolitik im Zweiten Weltkrieg dadurch bedingt gewesen wäre, daß unsere bürgerlichen Politiker in ihrer großen Mehrheit mit den Achsenmächten sympathisiert hätten. Umgekehrt erscheinen bei ihm die Kommunisten als die echtesten Vertreter des Widerstandes. In Wirklichkeit haben diese bis zum Ausbruch der Feindseligkeiten im Osten zu den Helfern Hitlers gehört und auch nachher eine zwielichtige Rolle gespielt. Bei den bürgerlichen Politikern waren es einerseits eine gewisse Furcht, anderseits Überlegungen der Staatsraison, welche die Mehrheit, rückblikkend betrachtet, eine allzu kleinmütige Haltung einnehmen ließen.

Leider gibt auch Steiner in seinem «Messer für den ehrlichen Finder» am Rande in einigen Sätzen ein ähnliches falsches Bild jener Zeit. Nach ihm wäre die Bevölkerung Biels, bis sich 1944 der Sieg der Alliierten abzeichnete, deutschfreundlich gewesen. Ich habe damals aktiv gegen Anpassertum und Defaitismus gekämpft und deshalb die Mentalität des Volkes an verschiedenen Orten der Kantone Zürich, St. Gallen, Glarus, Aargau und Bern genau studiert. Überall war nur eine kleine Minderheit nazifreundlich. Es ist kaum anzunehmen, daß dies in Biel wesentlich anders war.

Bei Steiner ist diese Verzeichnung nebensächlich. Sie hat mit dem Anliegen des Werkes kaum etwas zu tun, beeinträchtigt seinen Wert nicht. Es stellt sich aber die Frage, ob das falsche Bild, das er offenbar von jener Zeit hat, für größere Teile unserer Jugend typisch ist. Jedenfalls muß einer Legendenbildung gesteuert werden, die fatale Auswirkungen auf die Haltung der Jungen zu unserem Land haben könnte. Diggelmann und Steiner haben jene Zeiten nicht als Erwachsene miterlebt. Wenn die junge Generation über sie schreibt, sollte man aber erwarten dürfen, daß sie sich darüber genau dokumentiert.

Die Schweiz ist mehr als alle andern Länder eine politische Nation. So ergibt sich für uns die Schicksalsfrage: Wie wird sich das Neue, das ja auch in unserer Literatur anscheinend von der Politik wegführt, dennoch politisch auswirken? Eine Antwort ist noch kaum möglich.

Sicher ist eines: Mit Politik allein läßt sich den großen zerstörerischen Kräften der Geschichte nicht begegnen. Das ist mir in den dreißiger Jahren als Knabe durch die Lektüre des Schweizer Spiegel bewußt geworden, als ich eine Gegenkraft gegen die Einflüße des Nationalsozialismus suchte. Es sind tiefere Ströme, aus denen heraus sich die Welt umgestaltet.

Einer dieser Ströme war zumindest seit Beginn der Neuzeit das Nationale. Dieses hat in der schweizerischen

Dichtung angesichts des politischen Charakters unseres Landes meist eine wichtige Rolle gespielt. Bei unseren jungen Autoren ist das scheinbar anders. Die meisten nehmen an der Nation nicht brennend Anteil. Auch wird diese weder angegriffen noch verteidigt. Von ihr ist kaum die Rede.

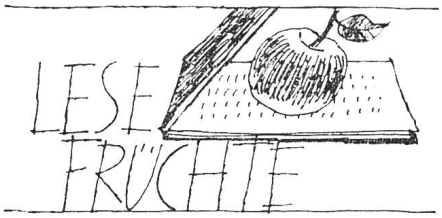
Doch könnte hier der Schein trügen. Bei manchen von ihnen habe ich fast den Eindruck, als ob die Nation im Hintergrund so selbstverständlich wäre, daß es nicht nötig ist, von ihr zu reden. Jedenfalls schöpft ihre Sprache so selbstverständlich aus dem Wortschatz und aus der Kadenz sowohl unserer Mundarten als auch der Umgangssprache der Welschen, daß mich diese Literatur als sehr schweizerisch anmutet.

Die ungewollte Aussage

Dies ist wohl von den wenigsten Autoren bewußt gewollt. Aber es sind wohl überhaupt die ungewollten Aussagen, welche den Wert literarischer Schöpfungen ausmachen. Bei allen diesen Autoren fällt auf, wie treffend sie das Detail schildern können — so Steiner das, was ein Velo für einen Bub bedeutet, Walter die Art, wie Schweizer Arbeiter sich auf einer Baustelle bewegen und wie sie sich am Abend zu unterhalten suchen. In diesen Schilderungen schimmert eine Liebe zu den einzelnen Menschen, ihren Verhältnissen und ihrem Recht durch, die uns eine ganze Welt eröffnet — und bestem schweizerischem Geist entspricht.

Manche dieser Autoren verzichten auch auf weitschweifige psychologische Erklärungen und kommen dann damit dem Unfaßbaren der seelischen Vorgänge vielleicht näher.

Noch läßt sich das, was an dieser Literatur von bleibendem Wert ist, kaum herauskristallisieren. Vielleicht ist es vor allem das, was nicht neu ist. Aber man spürt, daß etwas da ist, und darüber wollen wir uns freuen.



Die Grammatik der Wirklichkeit

In den «*Aargauer Blättern*» vom November 1967 schreibt *Lucius Burckhardt:*

Meine Erinnerungen an den Zeichenunterricht: Der Lehrer war Zoologe und verhinderter Künstler. Er zeichnete mit der Präzision alter Naturkundebücher und seine Malweise lag irgendwo zwischen den Impressionisten und Segantini. Im Zeichenunterricht gab es nur Buntstifte. Sie eigneten sich vorzüglich für die Zwecke des Meisters: da im Baumstamm ein Violett aufscheinen zu lassen, dort im grünen Schatten ein Dunkelblau, jener ferne Rasen musste mit Orange aufgehöht werden und die nahen Tannen glühten sanft zwischen Ultramarin und Purpur. Schien das Blatt eines Schülers sich diesen Zielen zu nähern, so saß der Lehrer selber daran und setzte die letzten Farben auf. Aber für gewöhnlich sagte er nur: «Seht ihr dort jenen besonnten Fels? Polychromos-Buntstift Nr. 23 mit ein wenig 7 drin.»

War das gut? – Ja, es war gut. Mit inbrünstiger Hoffnung schrieb man vor Weihnachten zuoberst auf den Wunschzettel: Polychromos-Buntstifte, Schmetterlingsnetz, Blumenpresse, Lupe (20-fach). Am freien Nachmittag wurde botanisiert, und die Beute am nächsten Morgen zur Schule gebracht. «Zeig her», sagte er dann, «wo hast du das gefunden? Bring es mit in die Zeichenstunde, dieses tiefe Purpur interessiert mich.» Es war eine Welt, die in sich ruhte und stimmte. Hier konnte ein Junge schon prägende Eindrücke erhalten.

Stimmte es wirklich? Es waren die 30er Jahre. In Paris diskutierten Merleau-Ponty und Sartre über Perzeption; Koffka schrieb seine Gestaltspsychologie; Brunswik «Wahrnehmung und Gegenstandswelt»; und hinter den sieben Bergen bei den sieben Zwergen meditierte Portmann schon über die Tiergestalt. Nichts drang davon ein in unseren Darwin geweihten Biedermeier-Tempel. Es waren die 30er Jahre. Aus dem Radio krähte die Stimme des Führers. Auf den Tisch des Hauses flog eines Tages ein Katalog: die Versteigerung «entarteten» Kunstgutes bei Fischer in Luzern. Hilflos blätterte der Schulbub darin: Das soll Kunst sein? Dafür zahlen Sammler Hunderte von Franken? Und davor also hat der säbelrasselnde Führer Angst? Was haben ihm diese Sachen bloß angetan?

Ja, weshalb fürchtete er sie? Und weshalb, in unerbittlicher Logik, verfolgte sie auch sein Mit- und Gegenspieler im Osten? Ihr Haß galt nicht nur Zeichnern wie Georg Grosz, die deutlich die Lächerlichkeit bloßlegten; nein, sie fürchteten sich auch vor Landschaften, Tierbildern, Stilleben, ja vor Bildern, auf denen wir gar nichts sehen konnten, was wir hätten mit einem Namen belegen können. Wie kann wehtun, was keine Aussage hat? . . .

So löste uns niemand das Rätsel, das uns die Diktatoren aufgegeben hatten. Keiner sagte uns, daß nicht das Dargestellte, sondern die Darstellungsweise die Botschaft trägt. Man ließ uns im Glauben, Mutter Natur rede zu uns in unserer Sprache; es gebe eine natürliche Grammatik, eine angemessene Malweise, die unser Lehrer beherrsche. Bei Kriegsausbruch malten einige die Soldaten und Kanonen, wie sie damals auf den Straßen zu sehen waren, und als dann nicht mehr malbar war, was in diesem Kriege geschah, da waren wir nicht mehr auf der Schule.

Heute denke ich, Kunstunterricht müßte doch soviel erreichen, daß im Gestalten das Problem der Kommunikation transparent wird. Natur besteht nicht aus den Zeichen, Formen, Farben, die wir zu ihrem Abbild verwenden, sondern sie emittiert Stimulantien, aus welchen wir unsere Impressionen, Vorstellungen und Modelle schaffen. Diese korrespondieren nicht mit der Natur, sondern mit dem Mitmenschen. Die immer erneut vollzogene Interpretation der Welt ist daher der eigentlich gesellschaftsbildende Prozeß; mithin auch der feinste politische Seismograph – wenn man ihn nur ausschlagen läßt.